

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 210.

Freitag, 9. September

1927.

(A. Fortsetzung.)

Das grüne Monokel.

Roman von Guido Kreuter.

(Nachdruck verboten.)

Sollte das das Ende seiner ehrenhaften, von Erfolgen überschütteten Laufbahn sein?

Wo lag der rechte Weg, den er zu gehen hatte?

„Eine Frage müssen Sie mir noch beantworten“, murmelte er plötzlich in jäher Eingebung. „War der Dieb des Aktenstückes ein Mann oder — eine Frau?“

„Eine Frau!“

Rudhast hob die kleine Erzellenz den Kopf.

„Eine —“

„Ja — eine junge, schöne, unverheiratete, uns beiden nicht unbekannte Frau. Mehr sage ich nicht.“

„Nein — mehr brauchen Sie auch nicht zu sagen.“

Nun endlich löste der Staatskommissar seine Hände von der Schreibtischkante und richtete sich auf. Es war eine Müdigkeit in seinen Bewegungen; eine mutlos apathische Schwerfälligkeit.

Einmal bewegte er auch leise verneinend den Kopf, als könne er irgend etwas nicht begreifen.

„Also gut“, sagte er resigniert, „ich bin mit Ihren Bedingungen einverstanden, Mister Kerridge. Allerdings wird es vielleicht möglich sein, daß wir uns mit dem Wiedererhalt der unbeschädigten und unkopierten Akten begnügen und darauf Verzicht leisten, gegen den Täter oder die Täterin strafrechtlich vorzugehen, um die Affäre nicht an die große Glocke zu hängen.“

„Die deutsche Reichsregierung ist in ihren innerpolitischen Entschlüssen autonom.“

„Sie wohnen im Regent-Hotel?“

„Im Regent-Hotel. Doch bitte ich Ew. Erzellenz, sich dessen während der nächsten Woche nicht zu entsinnen. Wir sind zu größter Vorsicht gezwungen.“

„Und wann sehe ich Sie wieder, Mister Kerridge?“

„Wenn ich das Aktenstück in die Hände Ew. Erzellenz zurücklege. Nicht früher.“

„So habe ich Ihnen schon im Voraus für alles zu danken, was Sie zur Aufhellung dieser Angelegenheit tun.“

Der Herr mit dem grünen Monokel ergriff die weiße Greisenhand, die sich ihm zögernd entgegenstreckte.

„Keine Ursache, Erzellenz“, lächelte er achselzuckend, „ein Spleen meines albernen Rechtfertigungsgefühls. Und Sport — ganz großer Sport. Indeed — nichts weiter.“

Als John Kerridge verwundnen war, kehrte der Unterstaatssekretär zu seinem Schreibtisch zurück. In dem saß er lange und sann. Noch einmal überprüfte er seinen Entschluß. Konnte der vor dem eigenen Gewissen auch wirklich bestehen?

Nach dem strengen Buchstaben-Evangelium amtlicher Korrektheit nimmermehr; nach seinem intuitiven Empfinden dagegen war es selbstverständlich, daß er mit beiden Händen zugriff. Einzig erfolgreiche Politik war von jeher die bewusste Ausschaltung oder Schablone, geistige Elastizität und rasche Wahrnehmung erfolgreich verheißender Konstellationen. Wie zum Beispiel des Rechtfertigungspleens dieses Engländers, an den der alte Herr seinem ganzen Gefühl nach unbedingt glaubte.

John Kerridge — das also war der berühmte Detektiv gewesen. Egzentrisch und rücksichtslos in der

Wahl seiner Mittel, aber von einer phrasenlosen, lakonischen Selbstsicherheit, die vielleicht das Geheimnis seiner großen Erfolge bedeutete.

Noch ein anderer Name glitt dem einsamen Grübler durch den Kopf.

Christa Barell.

Schade — ihre frische, blonde Lieblichkeit hatte ihm immer das Herz aufgehen lassen, wenn er ihr einmal irgendwo an der Seite ihres Verlobten begegnete. Nun aber war sie in diese dunkle Geschichte verwickelt. Unbedingt war sie das. Ihre hastige Abreise, von der er durch einen Zufall erfahren, das seltsame Verhalten des Botschaftsrats, das süßsante Grinsen des Engländers, als er die Diebin des Aktenstückes vorhin beschrieb... Zweifel waren da nicht mehr erlaubt.

Ja — bitter schade um die junge Christa Barell! Wie da wohl die psychologischen Zusammenhänge liegen mochten und welche Untiefen solch eine Menschenseele oft barg?!

Auch in Traß mußte es wüst aussehen! Soviel elend verratenes Vertrauen...

Dabei gab es pharisäerhafte Toren, die jeden Selbstmord als Feigheit und Unmännlichkeit verurteilten und nichts davon ahnten, wie oft er die allerletzte verzweifelte Ausflucht vor dem Irrsinn ist.

„Wer über gewissen Dingen nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren.“

Auch der Botschaftsrat von Traß stand heute an dieser Schwelle.

Oder — hatte er sie — vielleicht schon überschritten?

Da schrat der alte Herr zusammen, schüttelte gewaltsam seine Müdigkeit ab und griff nach dem Fernsprecherbuch.

Dann hob er den Hörer ab und ließ sich verbinden.

Es dauerte geraume Zeit, bis im Mikrophon eine etwas verschlafene Stimme erwachte.

„Hier bei von Traß.“

„Sie sind der Diener des Herrn Botschaftsrats, nicht wahr? Ich möchte Ihren Herrn sprechen.“

„Herr Botschaftsrat ist noch nicht zu Hause.“

„Sie wissen auch nicht, wann er kommt?“

„Nein.“

„Also dann passen Sie mal gut auf: Sie bleiben jetzt wach, bis Ihr Herr heimkommt, und richten ihm aus, der Unterstaatssekretär Dr. Heinsius hätte angerufen. Haben Sie meinen Namen verstanden?“

„Jawohl — der Herr Unterstaatssekretär Dr. Heinsius.“

„Ich lasse Ihren Herrn bitten, mich sofort, wenn er zu Hause ist, im Auswärtigen Amt anzurufen. Ich bin jetzt hier und warte, bis sein Anruf kommt. Und sagen Sie ihm: es handle sich um eine für ihn erfreuliche Angelegenheit. Vergessen Sie das auf keinen Fall — erfreuliche Angelegenheit.“

„Jawohl — Herr Botschaftsrat möchte Herrn Unterstaatssekretär Dr. Heinsius sofort, wenn er heimkommt, im Auswärtigen Amt anrufen. Es handle sich um eine erfreuliche Angelegenheit.“

„Schön, mein Freund. Guten Abend.“

Und dann wartete er. Zuerst untätig, nachher griff er nach irgendwelchen dienstlichen Papieren, die auf seinem Schreibtisch sich häuften, und blätterte in ihnen herum, um die Zeit hinzubringen. Er fand keine Augen zu der Uhr. Viertelstunde um Viertelstunde verrann, jede konnte in ihrem Schoß Katastrophen bergen.

Mit der abgeklärten Philosophie seiner zweieinzig Jahre wehrte er sich gegen die brutale Sinnlosigkeit der Vorsehung, die fast das Leben eines wertvollen Menschen vernichtet hätte, wie man achtlos ein welkes Blatt zertritt.

Das wäre ungeheuerlich gewesen. Das durfte nicht sein!

Bisher hatte ihm der Botschaftsrat von Traß nie mehr bedeutet als ein vollendeter Kavalier, ein Mann von Welt, ein ungewöhnlich kluger Mensch und repräsentativer Diplomat, der rapid Karriere machte. — Nun aber bangte er sich um dessen allernächstes Schicksal, als sei er selbst dafür verantwortlich.

Dabei verglitt Viertelstunde um Viertelstunde.

Und schon war er drauf und dran, noch einmal im „Reichsklub“ sein Heil zu versuchen . . . da gestellte neben ihm das Telephon.

Fast hastig riß er den Hörer von der Gabel und wußte gar nicht, daß seine Stimme hart und heiser klang.

„Unterstaatssekretär Dr. Heinsius — Herr von Traß, nicht wahr? — Na, endlich! Für diese letzten anderthalb Stunden danke ich Ihnen wirklich nicht. Ich habe schon angenehmere erlebt . . . Nicht doch, das soll kein Vorwurf sein, außerdem war es nicht Ihre Schuld . . . Nun zur Sache: Ihr Diener wird Ihnen schon ausgerichtet haben, was ich ihm auf die Seele band. Nämlich während der letzten beiden Stunden ist eine so vollkommene Wendung eingetreten, daß der ganze Fall ein anderes Gesicht bekommt. — Vorhin war ein Mann hier in diesem Zimmer, den wir beide bisher nicht persönlich kannten, nur dem Namen nach, den er trägt und der sehr berühmt ist. Er wies mir seine Persönlichkeit durch amtliche Dokumente nach, und ich vergewisserte mich überdies an maßgebender Stelle, daß seine Identität zuträfe . . . Um wen es sich handelt? Im Augenblick darf ich Ihnen das noch nicht sagen: später werden Sie es von mir erfahren . . . Dieser Mann nun ist in die Diebstahlsaffäre so restlos eingeweiht, daß wir beide uns dagegen verstecken können. Punkt für Punkt hat er es mir belegt. Ich war von solcher Allwissenheit einfach überwältigt. Durch ihn wird binnen Wochenfrist das Altentstück unbeschädigt und unkopiert wieder zur Stelle geschafft. Sein Name bürgt mir ohne weiteres dafür, daß er diese Zusage innehält. Auf die Nennung und Bestrafung des Täters verzichte ich. Mit der Rückgabe der Dokumente soll der Zwischenfall erledigt sein. Ich will keinen Eklat und will keine Opfer in dieser Angelegenheit. Das läßt sich um so leichter durchführen, als der betreffende Herr mir strengste Diskretion jedermann gegenüber zugesagt hat. Überdies ist er ein Ausländer, der sich nur ganz vorübergehend in Berlin aufhält. Also Sie werden rehabilitiert und der Diebstahl wird für niemanden — verstehen Sie, Herr von Traß: für niemanden! — irgendwelche Folgen haben.“

Er unterbrach einen Moment. Dann fuhr er fort: „Dies alles erst mal vorweggenommen, damit Sie so beruhigt sind, wie ich es auch wieder bin. Nun das Eigentliche: Ich halte es nicht für klug, wenn Sie während der nächsten Woche in Berlin bleiben. Man muß jeder Gefahr einer etwaigen Komplikation vorbeugen. Deshalb erteile ich Ihnen hiermit aus eigener Machtvollkommenheit einen zehntägigen Urlaub, den ich nachträglich von Ihrem Ressortchef und Abteilungsdirektor bestätigen lassen werde. Also packen Sie morgen früh Ihre Koffer und fahren Sie mit dem nächsten Express oder Flugzeug ab. Bitte? Wohin? Das ist völlig nebensächlich. Nur möglichst nicht gerade nach London oder Moskau. Wie meinen Sie? Paris? Ja — gegen Paris habe ich ebensowenig wie gegen Stockholm oder Bern oder Amsterdam. Niemand braucht zu wissen, wo Sie sind. Nur mir geben Sie bitte, sobald Sie angelangt sind, nach meiner Privatwohnung ohne Unterschrift Telegramm, das lediglich die Stadt und das Hotel enthält, wo Sie während dieser zehn Tage sind. Damit

ich Sie im Notfall erreichen kann und Ihnen Direktiven wegen Ihrer Rückkehr gebe, sobald die Sache in Ordnung ist. All dies darf ich Ihnen naturgemäß jetzt am Telephon nicht sagen. Später unter vier Augen findet sich dazu Gelegenheit. Oh, seien Sie nicht töricht. Sie haben mir für nichts zu danken. Das ist Dienst und Staatsinteresse. Ebenso wie Ihre sofortige Abreise mit unbekanntem Ziel, und ich wiederhole: — die Tatsache, daß gegen den Täter nichts unternommen wird. Also Sie sind bis spätestens morgen mittag aus Berlin fort und lassen sich auch vorher von niemanden mehr sprechen? — Sehr schön. Und wie gesagt: Ihr Telegramm ohne Unterschrift bitte nach meiner Privatwohnung. — Hals- und Beinbruch! — Und überlassen Sie das Weitere getrost mir. Wir renken die Geschichte schon wieder ein.“ (Fortsetzung folgt.)

Die Figur.

Von Wilhelm Fichtenberg.

Früher einmal kümmerten sich die Frauen um ihren Teint und halfen der Figur nach; heute machen sie es umgekehrt: sie kümmern sich um ihre Figur und helfen dem Teint nach. Was vernünftiger ist, wage ich nicht zu entscheiden. Sicher ist nur, daß die Frau von heute nur eine Vorliebe kennt: die Figur.

Und einen Feind: die Figur. Und hier beginnt die geheimnisvolle Hahliebe, die neuerdings so modern ist.

Was liebt die Frau? Ihre Figur. Wogegen führt sie einen unausgesetzten Kampf? Gegen die Figur.

Bliebe zu untersuchen: was ist das — die Figur? Schwer zu sagen. Empirisch wäre festzustellen: die Figur ist jener Zustand, bei dem man immer zehn Kilo zu viel hat. Also der einzige Besitz, von dem man nie zu wenig haben kann.

Man muß sagen, daß das Geschlecht der Frauen sich gegen früher bedeutend gebessert hat. Gewiß, auch früher gab es Frauen, die für ihren Mann hungern konnten. Man nannte sie rühmliche Ausnahmen. Nun, heute gibt es überhaupt nur rühmliche Ausnahmen. Denn alle Frauen hungern für den Mann. Und nicht nur für ihren eigenen — sondern für das ganze männliche Geschlecht. Die Männer freilich sind undankbar genug, zu behaupten, sie täten es für die Figur. Die Frauen allerdings schwören, daß sie es für die Männer täten. Aber im Grunde wird es wohl dasselbe sein.

Tragisch ist nur, daß die Figur nichts von der Figur wissen will. Daß sie also gewissermaßen ihr Übergewicht mit jenen ominösen zehn Kilo behauptet. Ich kenne eine Dame, die nur sechshundvierzig Kilo wiegt und aussieht wie der jüngste Tag. Dennoch behauptet sie Bein und Stein — zehn Kilo zu viel zu haben. Sie meint, ihre Figur verlange es. Aber ich glaube nicht, daß sich ihre Figur noch in dem Stadium befindet, überhaupt etwas verlangen zu können.

Man muß in diesem Zusammenhang auch das Kapitel der modernen Frauentätigkeit streifen. Gott sei Dank! Die Frau von heute ist weitaus tätiger als die Frau von gestern und vorgestern. Alle Frauen arbeiten zwölf Stunden des Tages. Woran arbeiten sie? An ihrer Figur. Wenn einer daher käme und schriebe den Damen den Achstundentag vor — allmächtiger Gott, es gäbe eine Katastrophe!!! Denn mit acht Stunden im Tag gibt's keine Figur. Noch nicht einmal ein Figürchen. An seiner Figur muß man schuften und roboten. Im Schweisse seines Angesichts und aller übrigen Partien. Für seine Figur muß man sich kneten und treten lassen. Man muß sich tief bücken. Man muß Augen und Poren offen halten. Man hangen und müllern, bangen und mensendieken. O, diese entsetzliche Tätigkeit! Und wenn man zwölf Stunden des Tages gearbeitet hat, kann man auch noch nicht fett werden dabei.

In früheren Zeiten gab es Frauen, die ihre Männer zur Verzweiflung brachten, weil sie viel Geld verbrauchten. Heute kümmern sich die Frauen um den Verbrauch des Geldes überhaupt nicht mehr. Wenn sie was verbrauchen, dann sind es Kalorien. Leider, leider war es leichter, Geld zu verbrauchen als Kalorien. Womit nicht gesagt sein soll, daß der Verbrauch der Kalorien nicht auch Geld kostet. Wohl sparen sich die Frauen das Geld vom Wunde ab, was sehr schön von ihnen ist. Aber vom Masseur sparen sie sich's nicht ab; was man von ihnen auch nicht verlangen kann. Viele Männer behaupten zwar, daß ihnen der Mund sympathischer war als der Masseur. Aber das sind Männer, die schlechte Figur machen. Wohingegen Masseure ausnahmslos gute Figur machen.

Kurz, wir Männer müssen uns mit der Tatsache abfinden, daß wir im Zeitalter der Frauenbewegung leben.

Es ist zwar hauptsächlich eine rhythmische Frauenbewegung — aber das tut nichts zur Sache. Bewegung ist Bewegung. Und rhythmische Bewegung ist gut für die Figur. Sinwiederum ist es sehr schlecht für die Figur, Kinder zu kriegen. Man muß also verzichten. Kriegt man aber doch welche, dann ist es auch wieder ein Fortschritt gegen früher. O, herrliche Entwicklung des Menschengeschlechtes!! Früher einmal haben die Frauen unter dem Kinderkriegen gelitten — heutzutage leidet nur die Figur.

Und so rollt eine neue Phase der weiblichen Entwicklung vor unseren Augen ab, der wir uns nicht verschließen können. Auf Punkttrollern rollt sie ab — aber sie rollt. Wir sehen genau die Linien dieser Entwicklung — und wissen, daß es die schlanken Linien sind. Freilich werden auch sie das Kraut nicht fett machen. Schon wegen der Figur nicht.

Und wofür arbeiten die Frauen zwölf Stunden des Tages? Um am Abend drei Stunden lang gute Figur machen zu können. Zwölf Stunden für drei!!!

Ob das wohl dafürreicht?

Ich habe es lange nicht gewagt, eine Dame nach der Zweckmäßigkeit ihrer Bemühungen zu fragen. Aber einmal tat ich es doch: „Gnädige Frau, halten Sie es wirklich für richtig, sich den Tag über erbarmungslos zu quälen, um am Abend drei Stunden schön sein zu können? Ist der Einsatz nicht zu groß für diesen mageren Erfolg?“

Und sie antwortete weise lächelnd: „Liebster Freund! Wie lange war Nanfen unterwegs in Nacht und Eis? Unter Nöhen, Entbehrungen und Qualen? Zweieinhalb Jahre. Und wie viel Zeit verbrachte er dann am Nordpol? Drei Stunden. Also, bitte ...“

Es war nichts dagegen einzuwenden.

Sajuokko.

(Skizze aus Lappland.)

Von Ilse E. Tromm (Göteborg).

Ringsum liegt die Welt wie ein einziges, weisses, un-
absehbares Schneefeld. Frierend stehen die Rentiere in
den Norden. Zu Ende ist das Futter. Man muß weiter
südwärts. Die Tiere brechen aus und zerstreuen sich. Die
meisten Lappen haben das Lager bereits verlassen. Längst
begrub der Schnee ihre niedrigen Katen unter sich, daß sie
nun aussehen wie kleine, felsame Hügel. Nur Sajuokko
mit seiner Familie ist noch zurückgeblieben. Seine Rentier-
herde zählt nach vielen Tausenden, und darum ist er der
Reichste unter seinen Stammesgenossen. Den größten Teil
seines Bestandes hat er bereits den anderen mitgegeben.
Er selbst kann noch nicht fort, weil seine Frau schwerkrank
liegt. Zwei seiner Söhne, die ältesten, sind vor ein paar
Tagen fortgegangen, um einige Touristen über die Eis-
massive von Storöas zu führen. Wahnsinn ist es, sich bei
solchem Wetter auf diese Fahrten zu begeben. Seit Wochen
rauf der Schneesturm, der alle Gletscherspalten mit Schnee
angefüllt hat. Scheu zusammengelauret sitzen ein paar
jüngere Kinder in einer Ecke der Käte.

Sajuokko hat sich auf einen Schemel niedergelassen und
stützt den Kopf in die Hände. Er stiert vor sich hin. Von
draußen kommen die kurz ausgestoßenen Laute der hungrigen
Rentiere zu ihm. Der weisse Polarhund zu seinen Füßen
wird unruhig. Sajuokko sagt ein Wort und das Tier liegt
wieder still, mit aufmerksamen Ohren. Der Lappe schaut zu
dem primitiven Lager hinüber, auf dem sein krankes Weib
liegt. Es hält die Augen geschlossen und stöhnt. Rären
doch die Burschen, damit sie Hilfe für die Kranke holen
können. Sie könnten auf ihren Schiern zur nächsten
Touristenstation hinunter und von dort nach Boden tele-
phonieren, damit das Flugzeug käme, das die Kranke aus
den Bergen holt.

Mit rohen Rentierhäuten ist die Käte inwendig be-
kleidet. Sie halten die Wärme fest, die sich in der Käte an-
sammelt, und der Schnee, der sie von außen dicht und schwer
bedeckt, verwehrt der Kälte das Eindringen. Der Boden
der Käte hat ein doppeltes Fellager. Das Rauchloch in der
spitzen Dachöffnung ist verhängen. Der beizende Geruch
von Rentiertalg, aus dem das Licht gedreht ist, erfüllt den
Raum. Das schwache Licht durchzittert den dämmerigen
engen Umkreis und fällt über das fiebrige Gesicht der
kranken Frau. Nun schlägt sie die Augen auf und sieht den
Mann, der an ihrer Seite sitzt.

„Ist es nun besser, Caijsa? Großer Gott, du wirst doch
nicht sterben?! Wir ziehen bald fort, Caijsa, hörst du?“ Da
öffnet sich das Fell, das den Eingang verdeckt, und ein
junges Rentier kommt herein. Es geht zum Lager der
Kranken und legt zutraulich ihre Hand. Es ist Caijsas
Lieblingstier. Sie hat es selbst aufgezogen. Wie ein Kind
hängt es nun an ihr. Lächelnd geht der Blick der Kranken
durch die Käte.

Sajuokko geht hinaus. Er horcht in die Nacht hinein.
So wunderbar glimmern die Sterne. Schwach heben sich die
Konturen der Landschaft aus dem blauweissen Licht. Er
hört ganz deutlich seinen Namen. Er schlägt das Eingangs-
fell zurück und horcht hinein. Caijsa liegt unruhig. Unsicher
taftend greifen ihre Hände nach dem jungen Rentier. Eine
namenlose Angst ergreift ihn. Er muß fort, um Hilfe zu
holen, bevor es zu spät ist.

Mit zitternder Hand legt er einen hölzernen Napf mit
geschmolzenem Schneewasser neben ihr Lager. Wenn
Caijsa durstig wird, kann sie trinken. Rentiermilch ist auch
da und geschabtes Rauchsleisch. Alles setzt er ihr in Reich-
weite. Nun hält es ihn nicht länger. Er stülpt die hohe
Pelzmütze auf den Kopf, nimmt die Schier und die Pelzjacke,
und dann geht es hinaus in tausender Fahrt über die
weissen Flächen. Nach den Sternen orientiert er sich. Ihm
ist jede einzelne Stellung der glimmernden Gestirne bekannt.
Bald muß die Nacht vorbei sein. Hinter den fernen Höhen-
zügen dämmert schon fahles, graues Tageslicht auf. Stunde
um Stunde fliegt er so dahin. Der Weg nach Arvolaure ist
weit. Es wird hell. Die bleiche Sonne blendet auf dem
Schnee, daß die Augen schmerzen. Hunger und Durst quälen
ihn. Er bricht ein Stück Eis zu seinen Füßen ab und läßt
es im Munde zergehen. Dann kaut er ein Stück des harten
Koggenbrot, das er bei sich hat. Vesselkennend legt sich
die weite Einsamkeit auf ihn. Nie hat er sie bisher so
drückend empfunden. Endlich taucht in der Ferne die kleine
Touristenhütte auf. Schwer wird es ihm, sich am Telefon
zu verständigen, aber nach langer Mühe geht es. Der
Mensch am anderen Ende des Drahtes scheint zu begreifen.
Es ist nicht leicht, die Sprache der Lappen durch die lange
Leitung zu verstehen. Er soll warten. Das Flugzeug wird
sogar abgehen, um die Kranke zu holen. Nun sitzt er auf
der Bank und wartet. Endlos wollen ihm die Stunden des
Wartens werden. Er findet zu essen in der Hütte und kann
Feuer anzünden, um sich zu wärmen. Das Gefühl des
Sattseins gibt ihm wieder neue Kraft. Er streckt sich auf
das Strohlager aus, springt aber jeden Augenblick wieder
auf, um hinaus zu gehen und nach dem Flugzeug zu spähen,
das nun doch endlich kommen muß. Immer steht ihm Caijsas
Gesicht vor Augen. Endlich vernimmt er das Surren des
Reisenvogels, und nach wenigen Minuten landet das
Sanitätsflugzeug vor der Hütte. Ein paar Fragen des
Führers. Der Lappe muß aufsteigen. Mit einem starken
Angstgefühl tut er es, aber es bleibt ihm ja keine Zeit zur
Wahl. Durch die Luft geht jetzt die tausende Fahrt. Sajuokko
kommt nicht zur Besinnung. Er versucht, das Landschafts-
bild unter sich zu erkennen, aber sie fliegen in solcher Höhe,
daß dies kaum möglich ist. Der breite Flugschatten gleitet
ihnen voraus über den blauviolettten Schnee. Rasch steigt
die Dämmerung herauf. Sie nimmt den Konturen ihre
Schärfe. Wie breite dunkle Ströme fallen die Gletscher zu
Tal. Drohend in ihrer Einsamkeit ragen die hohen Fäll-
massive unter ihnen. Der Stora Luleträsk schlägt sein
glänzendes Auge zu ihnen auf. Nun neigt sich die Maschine
der Erde zu. Einzelne Dinge lassen sich schon erkennen. Er
atmet erleichtert auf. Sie gleiten in die Richtung, in der
er die heimatische Käte weiß. Hinter jener Bergwand, die
sich ihnen nun in den Weg stellt, war das Lager. Sajuokko
stößt den Führer an und deutet hinunter. Wenige Minuten
darauf landet die Maschine auf dem breiten Schneefeld.

Nun scheint es Sajuokko, daß die Fahrt unheimlich
schnell vor sich gegangen ist. Bellend springt ihnen aus der
Käte der Hund entgegen. Die Rentiere, die sich dicht an-
einander gedrängt haben und zitternd stehen, schauen zu
ihnen hinüber.

Je mehr sie sich der Käte nähern, desto beklommener
wird es Sajuokko. Alles scheint ihm so fremd. Der Hund
stößt ein merkwürdig klagendes Winseln aus. Die Kinder
sitzen weinend auf dem Boden. Der Sanitäter beugt sich
über die Frau. Er ist zu spät gekommen. Der Transport
zum Krankenhaus nach Boden war überflüssig geworden.

Sajuokko sinkt auf den Schemel und stiert auf die Tote.
Er hört das Flugzeug wieder aufsteigen und nun vergeht
das Surren der Maschine im Sturm, der einsetzt und ge-
waltige Schneemassen mitbringt. Der Sturm heult und tobt
um die Käte, als wollte er sie mit sich fortnehmen. Angst-
liche Laute kommen von den Tieren. Sajuokko zündet ein
Fackellicht an. Unruhig zittert die kleine Flamme. Die
Kinder sind eingeschlafen. Sajuokko aber hält die Toten-
wache. Gegen Morgen läßt der Sturm nach. Die beiden
Söhne kommen, vollkommen erschöpft. Es ist ein Wunder,
daß sie nach Hause gefunden haben. Nun wird zum Abzug
gerüstet. Die Schlitten werden fertig gepackt, und die
Kinder warm eingewickelt. Hab und Gut wird aufgeladen.
Dann geht es südwärts.

Nur Sajuokko bleibt einsam zurück.

Als das nächste Frühjahr die Lappen wieder auf die
Berge brachte, fanden sie ihn tot im Eise.

Neue Bücher

* In Reclams Universal-Bibliothek (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig) erschien: Louis Couperus: „Der verliebte Esel“, Roman. U. B. 6771—73. Das Buch behandelt die Geschichte eines jungen Liebenden, den niedere Mächte, hier die thessalischen Heren, in ein Tier, einen jämmerlichen Esel, verwandeln. In dieser unglückseligen Gestalt erduldet er mancherlei Leiden, bis er geläutert und reif zur Liebe ist. Ein Jesuist vollzieht die Erlösung. — Johannes Scherr: „Menschliche Tragikomödie V.“ Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder, Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. Max Mendheim. U. B. Nr. 6774/75. Im 5. Bande seiner Sammlung „Menschliche Tragikomödie“ behandelt Scherr in seiner scharf kritischen und oft sehr satirischen Art vier Gestalten des 18. Jahrhunderts, nämlich: Karl XII. von Schweden (als „Der König-Karr“), den Zarewitsch Alexei, den ältesten Sohn Peters I. von Rußland (in der Skizze „Ein russisches Haus“, Hof- und Staatstrauerspiel), den französischen Philosophen und Dichter Voltaire und in dem Aufsatz „Die Semiramis des Nordens“ die Kaiserin Katharina II. von Rußland sowie anschließend daran das Schicksal ihres Sohnes, des Zaren Paul. — Dipl.-Ingenieur G. Villge: „Radiotechnik“. Wege durch Theorie und Praxis. Mit 92 Abbildungen. U. B. Nr. 6767—78. In knapper, allgemein verständlicher Form werden zunächst die Grundgesetze der Elektrizitätslehre besprochen, welche das unbedingt notwendige Rüstzeug für das Verständnis der eigentlichen Hochfrequenztechnik ausmachen. Weiterhin werden dann die theoretischen Grundzüge der elektromagnetischen Schwingungslehre entwickelt, auf welcher die Radiotechnik bekanntlich unmittelbar basiert. Nach einem kurzen Überblick über die hochfrequenten Verhältnisse auf der Sendeseite wird die Empfangstechnik, bzw. die Rundfunktechnik, eingehend erörtert und neben grundsätzlichen Schaltungstechnischen Problemen die Frage des Zubehörs für Rundfunkempfangsstationen (Antennen, Stromquellen, Einzelteile, Bauanleitungen usw.) ausführlich besprochen.

* Kunstwart-Bücherei (Verlag Georg D. W. Callwey, München), Band 41: „Reitungen“, altmodische Erzählung von Elisabeth Sievert Eine Novelle, in Stoff und Darstellung altmeisterlicher, liebenswürdiger, sinnlicher Erzählungskunst; Band 42: „Biblische Geschichten aus dem Alten Testament“. Aus der Propheten. Bearbeitet von Hermann Häcker. Doppelband 43/44: „Deutsche Briefe“ ausgewählt und eingeleitet von E. Kurt Fischer; eine ungewöhnlich gut gelungene Auswahl aus einem überreichen Material, zu lebensvollen, motivischen Gruppen geordnet, mit feinem Empfinden für den Brief als Seelenführer und menschliches Dokument. Band 45: Victor Hugo: „Ein Gerechter“. Uebersetzt von Eva Schumann. Eine feinfühligste Uebersetzung des ersten großen Kapitels des bekannten Romans „Die Armen und die Elenden“ (Les Misérables), mit dem Roman selbst nur in losem Zusammenhang stehend. Band 46: „Der Ackermann aus Böhmen“ von Joh. v. Saaß, ein Streitgespräch zwischen Mensch und Tod aus dem Jahre 1400, in heutigem Deutsch, mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Hans Böhm. Ist eine dankenswerte Neuausgabe dieser ersten deutschen Prosadichtung und schönsten Dichtung unseres Spätmittelalters, die erschütternde Darstellung der Furcht des Menschen vor dem Tode und Ueberwindung des Todes durch Geist und Glauben.

* Koda Koda: „Donner und Doria“. (Verlag Dr. Eysler u. Co. A.-G., Berlin SW. 68). Der Meister der lustigen Schwänke und witzigen Schnurreisereien Koda Koda geht mit gesundem Humor allen Tüden des Lebens zu Leibe und bricht ihnen die Giftdäme aus. Ehrfürchtige Weisheiten bekommen ein lachendes Gesicht. Trübsal und Sorge müssen sich begraben lassen und dem neuesten Koda Koda „Donner und Doria“ Platz machen.

* „Der Brand der Cheopspyramide“. Zukunftroman von Dominik (Verlag von Ernst Reils Nachfolger, August Scherl, G. m. b. H., Berlin SW. 68). Wieder einmal läßt der Ingenieur, dem drei große Zukunftsromane den Namen eines deutschen Jules Verne eingetragen haben, eine kommende Welt vor uns aufwachen, in der grandiose Wirklichkeit wird, was sich in den politischen, wirtschaftlichen und technischen Entwicklungen unserer Tage unverkennbar andeutet. Diesmal ist es das gewaltige Problem der Atomzertrümmerung, das Dominik herausgreift, um im Kolossalbild einer nicht mehr allzu fernliegenden Epoche die umstürzenden Wandlungen und Revolutionen

zu gestalten, denen die Zeit entgegenschlägt. Kühnheit der Ideen, verbunden mit erstaunlicher Kombinationsgabe, Großzügigkeit der Phantasie und wirkliches Sachwissen, die ganze temperamentvolle Lebendigkeit und Fülle dieses eigenartigen Erzählertalents dokumentieren sich von neuem in diesem Zukunftsbild.

* Alberto Insua: „Weib, Torero und Stier“. Aus dem Spanischen übertragen von Elisabeth Wader. Romane der Welt, Herausgeber: Thomas Mann und S. G. Scheffauer (Th. Knaur Nachf. Verlag, Berlin W. 50). Die lebendige, farbenreiche Handlung dieses Romans, der zu den bedeutendsten Werken des in Spanien viel gelesenen Autors gehört, wird getragen und belebt von der ungestümen Leidenschaft dreier Menschen: der Frau und ihrer beiden Liebhaber, die berühmte Stierkämpfer sind. Drei grundverschiedene und in ihrer südländischen Glut doch ähnliche Temperamente begegnen sich in einem Rahmen, wie er bunter kaum gefunden werden kann.

* A. Conan Doyle: „Die drei Giebel“. (Sugo Wille, Berlin NW. 87.) Sherlock Holmes, der Meisterdetektiv, erzählt in diesem Band selbst oder durch seinen Freund und Gehilfen Dr. Watson drei neue Abenteuer. Conan Doyle läßt seinen Sherlock Holmes auch hier durch seine außerordentlich scharfe Beobachtungsgabe und seine überraschenden Schlussfolgerungen verblüffen. Die Abenteuer sind packend und interessant geschrieben.

= Praktischer Leitfaden der Gesangs- und pädagogik. Von Dr. med. W. Reinde (Leipzig, Verlag von Dörfeling u. Franke). Der Verfasser ist als Stimmbildner allgemein anerkannt, daß sich eine Empfehlung seines „Leitfadens“ fast erübrigt. Tonansatz, Entwicklung des Vokales aus dem Kopftone, Beherrschung der drei Register und ihre Verbindung im Schwellton zum Einregister — sind die natürlichen Grundlagen seiner Methode, die hier bis in alle Einzelheiten klar gelegt wird. Von der schädlichen Stimmhaufen-Erfindung, den Kehlkopf bewußt herunterzudrücken (womöglich durch Drücken von außen auf den Kehlkopf!) wird mit Recht gewarnt. Vokalisation und Konsonantion, Deklamations- und Gesangs-Übungen — bieten viel Beachtliches für den Schüler, und besonders für den Lehrer; ohne den der Schüler in solchem Leitfaden doch vielleicht einmal den — Faden verlieren könnte. Das Kapitel der „Vorhalte“ (Appoggiaturen) hätte wohl noch eingehendere Behandlung verdient: ob diese Versierungen wirklich nur von dem Sinn der Textworte abhängig sind? Gibt es doch bei Mozart so manche Unterschiede zwischen dem italienischen Originaltext und den deutschen Uebersetzungen. Uebrigens ist es nicht Mendelssohn sondern Ludwig Spohr, der zuerst in seiner Oper „Jephtha“ die Vorhalte ausgeschrieben hat. Alles in allem: ein treffliches Lehrbuch: durchaus stimmordnend, nicht stimmordnend, wie so manches andere. Und daß die Vokalisierung nicht mehr, wie Reinde früher einmal vorschlug, auf „Crematorium“ ausgeführt wird, sondern auf „Kommunikationsa“ — erscheint durchaus zeitgemäß.

* „Alt-Bayern“. In der Bücherreihe „Deutsche Stadt — Deutsches Land“, welches von dem kürzlich verstorbenen Schriftsteller Erich Köhler gegründet und geführt wurde, ist (in der Deutschen Verlags-Anstalt, Berlin) soeben der 14. Band „Alt-Bayern — seine Entwicklung und seine Zukunft“ erschienen. Das Sammelwerk enthält ein Geleitwort des ehemaligen bayerischen Ministerpräsidenten und derzeitigen Reichsgeheimen in Wien Graf Hugo Lerchenfeld und weist in jedem der folgenden interessanten Aufsätze auf die besonderen Eigenheiten des kulturell so wertvollen Bauernlandes Alt-Bayern hin. Auch die wirtschaftlichen Kräfte von Alt-Bayern werden in dem mit zahlreichen Illustrationen geschmackvoll ausgestatteten Werk entsprechend berücksichtigt, insbesondere die „Bald- und Forstwirtschaft in Alt-Bayern“, die „Bayerischen Wasserkräfte“, die „Landwirtschaft in Alt-Bayern“ und die Stätten des für Bayern so wichtigen Fremdenverkehrs. Nahezu 150 Bilder, teils ganzseitig, und zwei Kunstbeilagen vertiefen den Eindruck der ausgezeichnet geschriebenen und gehaltvollen Aufsätze und geben mit ihnen gemeinsam eine anschauliche Vorstellung von Wesen und Eigenart Alt-Bayerns. Sie finden ihre Ergänzung in einer Reihe von Beiträgen, in denen unter dem zusammenfassenden Titel industrielle und Handelsunternehmungen in Wort und Bild eine Darstellung ihrer Arbeit und ihren Bestrebungen geben.

* Hans Wahl: „Goethes Gartenhaus“. Mit 26 Abbildungen. (Verlag J. J. Weber, Leipzig.) Ein Führer und ein Erinnerungsbuch. Die Abbildungen geben die Innenräume nach der in den Jahren 1925/26 geschaffenen Neuerrichtung, Ansichten aus dem Garten, von Goethes Lieblingsplätzen darin, und auch einige Bildnisse wieder.